

Kategorie III
Jahrgänge 1999–2002



Paula Beck, 1999
Die Uhr tickt

Ich höre dem Arzt schon gar nicht mehr zu. Abwesend gucke ich aus dem Fenster. Schon lange beobachte ich diesen kleinen Uhrenladen. «Lionel Schiller!» Sofort erwidere ich den vorwurfsvollen Blick mit einem Lächeln. «Hier, deine neuen Medikamente. Nimm sie bitte regelmässig!», meint er mit einem mahnenden Blick. «Dreimal täglich jeweils vor den Hauptessen. Es sollten keine Nebenwirkungen eintreten! Ich werde es deiner Mutter noch erklären.» Schweigen. «Dann wären wir also fertig für heute!» Ruhig schliesst er seine abgegriffene schwarze Arzttasche, die er immer dabei hat.

Endlich! Ich mag die Sprechstunden mit Herrn Schwarze nicht so sehr. Früher liebte ich es, zu meinem Hausarzt zu gehen. Doch dann mussten wir zu einem Spezialisten wechseln, welcher Leukämie behandelt. Ich habe Leukämie.

«Mama! Wir sind fertig!» Sofort erscheint meine Mutter in der Tür. «Darf ich mit J. Skywalker abmachen?» J. Skywalker ist mein bester Kumpel. Wir sind beide echte StarWars-Fans. Und da er seinen echten Namen Julius so «uncool» findet, nenne ich ihn J. Skywalker ...

Julius ist in meiner alten Klasse. «Alt» bedeutet, dass ich nicht mehr zur Schule gehe, sondern zu Hause unterrichtet werde. Trotzdem ist mir Julius treu geblieben. Ein echter Freund. Es macht ihm nichts aus, dass ich nicht so viele Möglichkeiten habe. «Kommt er zu uns?» «Ehm ... wenn er will!» Das sehe ich als Zustimmung.

«Kaufmann?» «Hallo, hier Lionel. Ist Julius zu Hause?» «Lionel! Was für eine Überraschung! Tut mir leid, Julius hat schon eine Verabredung. Soll ich ihm irgendetwas ausrichten?» «Nein, danke trotzdem!» «Schon gut, bis bald!» Ich lege auf.

Mist! Eigentlich wollte ich mit Julius in den kleinen Uhrenladen gehen. Dieser Uhrenladen. Irgendwie ist der speziell. Noch nie habe ich jemanden in den Laden rein- oder rausgehen sehen! Das kann doch einfach nicht sein! Also habe ich entschieden, dass wir die Ersten sind. Doch so, wie es aussieht, muss ich mich alleine in dieses unbe-

kannte Revier vorwagen. Ich lüge meiner Mutter schnell vor, bei Julius zu sein, weil ich nicht weiss, wie lange meine Expedition dauern wird.

Ein paar Minuten später stehe ich vor dem Laden. Soll ich wirklich hineingehen? Bevor ich einen Rückzieher machen kann, stosse ich die Türe auf. Mir schlägt ein warmer Luftschwall entgegen, eine Mischung aus Tabak, alten Räucherstäbchen und Staub. Es sieht so aus, wie es riecht. Alte Möbel, darauf die eigenartigsten Uhren ausgestellt. Ich fühle mich wie ein Fremder in einer anderen Zeit.

Bis jetzt ist alles still, doch jetzt höre ich ein Gemurmel, leise und immer im selben tiefen Ton. Ich probiere mich nach der Stimme zu orientieren. Langsam nähere ich mich meinem Ziel, bis ich nahe genug am Geschehen bin, um alles genau beobachten zu können.

Er scheint völlig in seine Prozedur versunken zu sein, der alte dünne Mann mit dem zerzausten Haar. Das ist also der Uhrmacher. Er kniet vor einer menschengrossen Uhr, die mit wundervollen Verzierungen und Schnörkeleien versehen ist. Regelmässig dreht er an einer Kurbel.

Plötzlich wird mir schwindlig. Ich habe das Gefühl, der Boden rutsche unter meinen Füßen weg. Ich sehe, wie der Uhrmacher sich langsam zu drehen beginnt, blicke zum ersten Mal in sein Gesicht. Von Runzeln geprägt. Erschrocken erkennt er, dass er nicht alleine ist. Auch ich fange an mich zu drehen und wir heben gemeinsam vom Boden ab.

Ich finde mich in einer Ecke eines kleinen Raumes wieder. Alte Möbel sind in dem Raum verteilt. Möbel, die mir bekannt vorkommen. Jetzt betritt ein Mann das Zimmer, gross gewachsen und gut angezogen. Ihm folgt noch ein Mann. Erst auf den zweiten Blick erkenne ich, dass es sich um den Uhrmacher handelt.

Die beiden sind in ein Gespräch vertieft. Mutig stehe ich auf und trete einen Schritt auf die Herren zu. Ich habe schliesslich sehr viele berechnete Fragen! Sie machen keine Anstalten, mir ihre Aufmerksamkeit zu widmen, also räuspere ich mich. Doch diese beiden

Herren scheinen mich nicht zu hören! Kann das sein? Wo bin ich? Der Fremde kommt auf mich zu, er muss an die Kommode heran, neben der ich stehe. Er müsste mich sehen, doch er schaut gerade durch mich hindurch.

Ein weiterer Mann erscheint in der Tür: «Mr. Schiller! Dürfte ich Sie schnell in Ihr Büro bitten?» Mr. Schiller!? Wieso nennt der diesen Fremden Mr. Schiller? Bevor ich nochmals versuchen kann, Kontakt mit diesem Herrn Schiller aufzunehmen, stehe ich alleine mit dem Uhrmacher im Raum. Der tritt sofort auf mich zu, nimmt mich an der Hand und fummelt an seiner Taschenuhr herum. Wieder heben wir vom Boden ab und reisen zurück in unsere Welt.

Ich bekomme deftigen Ärger mit meiner Mutter. Sie schreit mich an und ist zugleich froh, mich wieder in ihre Arme nehmen zu können. Mich berührt das momentan weniger. Ich bin noch voll in Mats Welt.

Mat ist der Uhrmacher. Er hat mir so viel erzählt. Alles so unfassbare Dinge! Wir sind heute Nachmittag in eine andere Zeit gereist, mit Hilfe dieser Riesenuhr. Ich kann es immer noch nicht fassen! Und dieser Schiller, das ist mein Ururgrossvater, und all diese Möbel stehen in unserem Haus verteilt herum – zumindest die meisten.

Doch Mats Geschichte finde ich eher traurig. Er lebte in der Zeit meines Ururgrossvaters, schon damals führte er diesen Laden, wie all seine Vorfahren auch, mit dem Unterschied, dass er bei ihm gut lief. Mat wurde immer älter, und die Zeiger seiner Uhr, die seine Lebenszeit in Jahren, Monaten, Wochen, Tagen, Stunden, Minuten und Sekunden mass, näherten sich dem Punkt der Skala, der rot markiert war: Tod.

Seine Angst wurde immer grösser. Einerseits vor dem Tod, andererseits hatte er keinen Nachfolger. Als er einmal während der Arbeit nachdachte, was die Lösung sein könnte, kam ihm eine Idee. Zu seiner Arbeit gehörte es, immer wieder einmal die Uhren zu stellen, zum Beispiel beim Jahreswechsel. «Also könnte ich theoretisch», dachte er, «meine Uhr jedes Mal ein Jahr zurückstellen.»

So geschah es fortan immer an Neujahr. Bis heute. Und Mat blieb vier Generationen lang sechzig Jahre alt. Doch alle seine Freunde sind inzwischen gestorben. Er sehnt sich nach ihnen. So hat er mit dem Zeitreisen herausgefunden, wie er das alles zusammenbringen kann.

Das Poltern an meiner Türe reißt mich aus meinen Erinnerungen. «Lilonell!» Das ist meine kleine Schwester. Sie schafft es, mit vier Jahren meinen Namen immer noch nicht richtig auszusprechen. Vielleicht ist es auch nur noch eine Angewohnheit.

«Ja, Elfe?» Ich nenne sie Elfe. Eigentlich heisst sie Eva. Aber irgendwie kam es zu Elfe, ich finde, es passt. Anfangs regte sie sich darüber auf, doch als ich ihr im Märchenbuch ein Bild zeigte, war sie so begeistert, dass sie sich nun sogar selbst so nennt.

«Mami hat Essen gemacht! Kommst du auch?» Ich zögere, weil ich mich bei Mat mit Keksen vollgestopft und daher keinen Hunger habe. «Ja, klar doch! Komme gleich», antworte ich, weil ich meine Mutter nicht noch zorniger machen will.

Um sieben Uhr morgens weckt mich meine Mutter, weil ich heute ausnahmsweise zu Frau Kurz gehen muss, die sich ihren Knöchel verstaucht hat und daher nicht reisen kann. Voller Vorfreude, dass ich vor dem Unterricht noch zu Mat gehen kann, stürme ich die Treppe hinunter, und da passiert es.

Nur einen kleinen Augenblick nicht aufgepasst. Ich stürze. Sehe das erschrockene Gesicht meines Vaters, der neben mir gestanden ist. Wie in Zeitlupe beobachte ich, wie mein Vater, der noch oben an der Treppe steht, mit einem Satz neben mich kniet, mich auf den Arm nimmt und meine Mutter ruft. Mir wird schwarz vor Augen.

Ich finde mich in einem kleinen Raum wieder. Ich bin angeschlossen an sämtliche Geräte. Wie bin ich hierherge-

kommen? Mein Kopf! Wieso schmerzt nur alles so? Ein Arzt betritt das Zimmer, ihm folgt meine Mutter.

«Mama! Was ist passiert?», frage ich sofort. «Lionel, mein Junge, du bist die Treppe hinuntergestürzt und hast dich dabei schwer am Kopf verletzt, auch hast du dein Bein gebrochen! Dieser Herr», sie zeigt auf den Arzt, «dieser Herr erklärt dir mehr, wenn Neues bekannt ist.» Der Arzt nickt zustimmend und meint, er gebe uns Zeit und komme in zehn Minuten wieder. Meine Mutter nickt dankend.

Sie wartet ab, bis die Türe ins Schloss fällt, dann fährt sie fort: «Lionel, mein Schatz! Die Verletzungen alleine wären kein Grund zur Sorge. Doch da ist ja noch die Leukämie! Und wegen diesem Bruch und der Kopfverletzung musst du neben den Schmerzmitteln noch andere Medikamente nehmen, die dir helfen sollen, dass der Bruch und die Hautverletzungen schneller heilen. Du weißt, dass die Leukämie das Heilen erschwert. Doch diese Medikamente betäuben, oder besser schwächen das Mittel, das die Leukämie im Zaum hält! Kommst du mit?» Ich nicke stumm. «Die Ärzte verschreiben dir daher ein stärkeres Mittel gegen den Krebs.» Was kann ich dazu sagen? «Es wird dich sehr müde machen und du wirst mehrheitlich schlafen.» Sie blickt zu Boden.

Schnell wechsele ich das Thema. «Wo ist Papa?» «Es ist ein normaler Arbeitstag, Lionel! Ich soll dir von ihm eine gute Besserung wünschen!» Auch Mama muss noch zur Arbeit. So verbringe ich den Rest des Tags praktisch alleine, nur die Ärzte wuseln um mich herum. Mir ist es auch recht so, ich fühle mich so wahnsinnig schlapp.

Abends holen mich meine Eltern ab. Zu Hause sind alle sehr fürsorglich. Auch meine Elfe fragt mich die ganze Zeit, ob ich nicht noch eine Geschichte vorgelesen bekommen wolle! Ich lasse alles ruhig über mich ergehen. Höre mir um die tausend Geschichten an und esse, wann es von mir verlangt wird. Manchmal bin ich sogar fit genug, um ein richtiges Gespräch zu führen.

So läuft das mehrere Wochen, immer wieder kommt Besuch. Am meisten freue ich mich, dass Mat kommt. Ich habe meinen Eltern von ihm erzählt und sie gebeten, ihn einzuladen, was sie natürlich sofort gemacht haben. Und hier ist er nun. Wir plaudern über dies und jenes, einfach alles, sodass wir gar nicht merken, wie die Zeit vergeht! Es ist schon dunkel, als Mat geht. Es hat mir richtig gut getan. Ab jetzt kommt Mat fast jeden Tag. Er hat ja sonst nichts zu tun.

Mir geht es von Tag zu Tag schlechter, die Medikamente machen mich müde und ich langweile mich immer mehr. Irgendwann, als meine Mutter mir das Bett macht, frage ich sie, wann das alles aufhört. Da hält sie inne und antwortet stockend: «Wahrscheinlich gar nicht, Lionel!» Rasch beendet sie ihre Arbeit und verlässt, ohne noch ein Wort zu verlieren, das Zimmer. Das gibt mir zu denken.

Das nächste Mal, als Mat kommt, spreche ich ihn darauf an: «Du, Mat! Kann ich dich mal was fragen?» «Sicher, Lionel, immer! Was ist denn dein Problem? Hast du etwa Liebeskummer? Jaja ... ich kenn dieses Gefühl. Schrecklich!» Er seufzt. Ich muss mir ein Lächeln verkneifen. «Nein, Mat! Spass beiseite! Es ist Ernst!» «Was? Ernster als Liebeskummer?» «Ja, jetzt lass mich mal reden! Stell dir vor, du wärst krank, würdest nur noch wegen ein paar Pillen leben, die du die ganze Zeit schlucken würdest. Dir ginge es mies und du würdest nicht aus dem Zeug herauskommen. Was würdest du tun?»

«Lionel! Ich habe keine Ahnung! Aber lass mich mal überlegen. Pommes essen?» Er lacht los, als gäbe es nichts Lustigeres. Ich lache mit. Doch ich merke, dass alle diesem einen Thema ausweichen. Meine Mutter läuft davon, mein Vater fängt an zu reden, bis er bei einem vollkommen anderen Thema ist, und Mat bringt einfach nur dumme Sprüche.

Ich zermartere mir gefühlt die ganze Nacht das Hirn, bis ich, immer noch unschlüssig, in einen Tiefschlaf falle.

Ich erwache vom lauten Ticken der Uhr, die in meinem Zimmer steht. Die Uhr! Sie sieht genauso aus wie die von Mat, nein, es ist die von Mat! Ich entdecke einen daran gehefteten Zettel. Darauf steht: *Nutze sie sinnvoll! Es geht um dein Leben! In Liebe, Mat.*



Isabelle Borgas, 1999
Lebensuhr

Es war ein Montagmorgen und draussen regnete es heftig. Svens Wecker ging an, und auf einen Schlag war er wach. Er drückte auf einen Knopf auf der Oberseite des Weckers und das Piepsen hörte auf. Nun war es wieder still, bis auf den Regen. Zum ersten Mal wurde Sven bewusst, wie viele Dinge die Stille doch laut machten. Er hörte den Regen auf den Boden und das Fenster fallen, den Wind durch die Luft pfeifen.

Doch dann hörte er noch etwas anderes. Ein leises Ticken. Natürlich wusste Sven, dass es von seinem Wecker kam, dennoch wunderte er sich, wie dieses Ticken immer da sein konnte und nie zu Ende ging. Als er sich umdrehte, um den Wecker zu betrachten, sah er mit Schrecken, dass er nur noch sieben Minuten hatte, um sich anzuziehen, etwas zu frühstücken und zur Schule zu gehen.

Schnell hüpfte er aus seinem Bett. Er zog sich eine lange Jeans und ein hellgrünes T-Shirt an. Dann rannte er nach unten, um etwas zu essen. «Guten Morgen, Sven!», begrüßte ihn seine Mutter, die bereits am Tisch sass. «Huch, du hast ja nur noch drei Minuten!», stellte sie voller Verwunderung fest. «Jaja, ich weiss», sagte Sven. Er stopfte sich eine Birne in den Mund und trank ein Glas Orangensaft. Noch während er kaute, setzte er seinen Rucksack auf. Er winkte seiner Mutter zu, weil er noch einen vollen Mund hatte. «Tschüss, mein Grosser», erwiderte seine Mutter. Er schluckte seinen letzten Bissen herunter und sagte: «Tschüss. Schönen Tag, Mama.» Dann ging er aus der Tür.

Sven wohnte mit seiner Mutter und normalerweise auch mit seinem Vater, aber der war oft verreist. Geschwister hatte er nicht, und darum verbrachte er sehr viel Zeit mit seiner Mutter. Sie machten öfters Spaziergänge oder Ausflüge. Er hatte seine Mutter sehr lieb.

Als Sven die Tür zu seinem Klassenzimmer öffnete, sassen alle Schüler schon auf ihren Plätzen. Elf Minuten nach acht. Also war er nur eine Minute zu spät. Das Zimmer war ganz still. Man hörte nichts, bis auf das Ticken der Klassen-

zimmeruhr. Frau Schuppa stand an der Tafel. Als sie Sven sah, sagte sie: «Gerade noch. Setzen!» Schnell setzte er sich auf seinen Platz in der dritten Reihe.

Da bemerkte er, dass sein bester Freund Kyle nicht neben ihm sass. Er wunderte sich, wieso. Dann hob er die Hand. «Herr Gerster, was hast du uns jetzt schon wieder zu sagen?», fragte Frau Schuppa. «Aber wo ist denn Kyle?», fragte Sven zurück. Die Lehrerin zog ein zusammengefaltetes Stofftuch aus der Tasche und blies ihre Nase darin. «Kyle wird für ein paar Tage fehlen.» Sie setzte sich hin und sagte gar nichts mehr.

«Entschuldigen Sie, Frau Schuppa», fing Sven an, «aber warum?» Die Lehrerin schaute ihn an, dann schaute sie mit ernstem Gesicht die Klasse an. Sven hatte sie noch nie so erlebt. Es herrschte absolute Stille. Man hörte nur wieder diese Uhr ...

«Kyle hat in der Nacht seine Mutter verloren.» Mehr konnte sie nicht sagen, denn in diesem Moment brach sie vor der Klasse in Tränen aus. Drei oder vier Schüler rannten nach vorne, um die sonst sehr strenge Frau Schuppa zu trösten. Doch Sven blieb sitzen. Das verstand er nicht. Also war Kyles Mutter einfach so gestorben? Nicht mehr bei Kyle, sondern weg?

Als die Schule aus war, ging Sven langsam nach Hause. Als er zu Hause ankam, erwartete ihn seine Mutter schon. «Hallo, Sven. Hattest du einen guten Tag?» Sven antwortete nicht. Er wusste nicht, was er sagen sollte. «Hör mal, Sven, dein Freund, der Kyle ...» «Ich weiss. Frau Schuppa hat es uns gesagt.»

Es war ganz still in der Küche. Wieder hörte Sven dieses Ticken. «Ich verstehe das einfach nicht», sagte Sven. «Natürlich verstehst du das nicht, mein Schatz. Aber du musst probieren, das zu verstehen. Irgendwann ist das Leben einfach zu Ende. Die Zeit von Kyles Mama ist abgelaufen.»

Abgelaufen... Sven schaute an die Wand. Dann dachte er:
«Die Uhr tickt. *Meine* Uhr tickt.»



Constanze Klau, 1999

Die Uhr tickt

«Anna!», rief meine Mutter schon zum vierten Mal aus dem Wohnzimmer. Doch ich war zu faul, um aufzustehen, da es ja erst sieben Uhr früh war. «Anna, langsam werde ich aber wütend, komm jetzt!» Da stand ich doch noch auf, denn wenn meine Mutter wütend wurde, war es gar nicht mehr so lustig. Also zog ich mich an und ging ins Wohnzimmer. Dort wartete auch schon meine Mutter und sagte: «Da bist du ja endlich. Also, geh in den Keller und pack schon ein paar Sachen in Umzugskisten.»

Ach ja, genau, wir müssen bald umziehen, erinnerte ich mich und ging in den Keller. «Puh, ist das hier alles verstaubt», sagte ich zu mir selbst und fing an, alles in Umzugskisten zu packen.

Verrückt, was hier alles so herumliegt, alte Bilderrahmen, bestimmt noch von den Vormietern. Ihr müsst wissen, meine Mutter liebt solche Dinge und kann es nicht mit ansehen, wenn sie weggeschmissen werden. Zudem ist sie auch noch Künstlerin und will die Dinge irgendwann mal gebrauchen. Sie sagt dann immer, wenn ich sie abhalten will, wieder was Neues zu nehmen oder zu kaufen: «In jedem Gegenstand steckt eine Geschichte, und die ist zu kostbar, um sie einfach so wegzuschmeissen.»

Also räumte ich alle Bilderrahmen in die Kisten. Nun kam auch der ganze Weihnachtsbaumschmuck zum Vorschein. Immer mehr Sachen kamen hervor, an die ich mich noch ganz genau erinnerte, zum Beispiel meine alte Spielzeugpuppe und meine Kuscheltiere. Da waren ja auch noch meine Bücher, und das musste wohl ein Buch meiner Mutter sein. Ich entstaubte es und las den Titel: «Die zwei Brüder» ... Aber das lasen wir doch zurzeit auch in der Schule. Es ging doch um den Streit zwischen zwei Brüdern.

Ich schlug das Buch auf und wollte gerade anfangen darin zu lesen, da tickte die Uhr, die ich eben in den Umzugskarton getan hatte. Ich klappte das Buch zu, um die Uhr noch mal herauszuholen, da tickte sie auf einmal nicht mehr. Ich klappte das Buch noch mal auf, da fing sie auf einmal wieder an zu ticken.

Merkwürdig? Haben die Uhr und das Buch vielleicht etwas gemeinsam? Nein, so etwas gibt es doch nicht. Das wäre Magie, oder gibt es die doch? Ich öffnete das Buch nochmals und es fiel ein Zettel, nein, ein kleiner Brief heraus. Ich überlegte, ob ich ihn öffnen sollte, und tat es.

Doch was war das? Ein lautes Poltern ... Jemand kam die Treppe runter. Es ist wahrscheinlich meine Mutter! Schnell weg mit dem Buch, der Uhr und dem Brief! Ich schaffte es gerade noch. «Na? Kommst du voran?», fragte sie erschöpft. «Jaja!» Ich hatte zwar gerade mal drei Kisten gepackt, während meine Mutter bestimmt schon sieben bis zehn gepackt hatte. Aber immerhin. Übrigens, meine Mutter heisst Katja.

Als sie wieder aus dem Keller ging, öffnete ich den Brief und las: «Der Schlüssel zur Zeit liegt nun von dir nicht weit.» Was sollte das denn bedeuten? Vielleicht hatte es etwas mit der Uhr zu tun? Ich schaute die Uhr an und sah, dass etwas Weisses hinter dem Zifferblatt war. Ich sah es genau. Sollte ich die Uhr öffnen? Oder war es doch nur eine kleine Suche nach irgendeinem Schokoladenkuchen, der sowieso schon längst gefunden war? Oder vielleicht doch etwas Ernstes?

Also öffnete ich die Uhr und nahm einen Zettel heraus, auf dem stand: «Nun hast du mich gefunden! Lese meine Spuren in jedem Kapitel im Buch und schreib sie in mich!» Was sollte das nun bedeuten? «Meine Spuren in jedem Kapitel ... schreib sie in mich ...?»

Doch da erinnerte ich mich, ich musste doch Kisten packen, also legte ich die Briefe, die Uhr und das Buch zur Seite. Dann packte ich die anderen Sachen. Ich war erstaunt, dass ich in so kurzer Zeit alles einpacken konnte.

Nun wandte ich mich wieder dem Buch zu und schaute mir das erste Kapitel an. Eigentlich war alles normal, ausser ... Was war da unter einer Zahl? Da klebte doch noch etwas, und da war wieder so etwas ... Ich nahm es vorsichtig heraus und sah eine in Ziffern geschriebene Zahl. Auf der Rückseite stand: «Erste Ziffer.» Nun schaute ich im ganzen Buch nach und stellte fest, auf jedem Zettel steigerte sich

die Ziffer. Allmählich wurde ich richtig neugierig und auch etwas aufgeregt. Es waren insgesamt acht Zettel. Jetzt legte ich sie den Ziffern nach nebeneinander, und es ergab: 27. 12. 1833.

Das war doch ein Datum, und zwar nicht nur irgendeins, sondern das, an dem der schreckliche Unfall in der Geschichte stattfand ... Ich wusste das so genau, da wir in der Schule gerade an der Stelle waren, beziehungsweise ein wenig davor, aber ich lese immer etwas im Voraus.

Auf dem Rätsel stand: «... und schreib sie in mich.» Wahrscheinlich sollte ich das Datum in die Uhr schreiben, also dann! Doch in diesem Moment, als ich es tun wollte, rief mich meine Mutter: «Frühstück!»

Ich liess alles liegen und ging in unsere Wohnung. Sollte ich ihr vielleicht etwas erzählen? Nein, besser nicht! Sie würde mir sowieso nur sagen: «Das ist doch bestimmt nur ein Scherz!» Also liess ich es bleiben.

Als ich die köstlichen Brötchen verschlungen hatte, ging ich wieder in den Keller und wollte die Zahl in die Uhr eingeben, da überlegte ich es mir noch mal, tat es dann aber doch. Plötzlich wurde mir ganz schwindlig und dann schwarz vor Augen. Als ich wieder zu mir kam, sah die Umgebung ganz anders aus. War ich vielleicht in einem Traum? Aber so echt? Ich stand auf. Nein, das konnte kein Traum sein, denn Leute rempelten mich an und ich erwachte nicht. Nein, alles war echt.

Da war ein nett aussehendes Mädchen, etwas komisch angezogen, so altmodisch, aber hier sahen alle so aus. Ich fragte sie: «Guten Tag, ich heisse Anna. Kannst du mir sagen, welcher Tag heute ist?» «Ich grüsse dich auch, mein Name ist Adriana, und heute ist ein Freitag, aber ich bin mir nicht ganz sicher. Ich frage mal den Oberwachtmeister, einen Moment!»

Den Oberwachtmeister? Wer war das denn? Wo war ich hier? Als Adriana wieder zu mir kam, sagte sie: «So, da bin ich wieder!» Sie war wohl gerannt und war ausser Atem.

«Heute ist der 27. 12. 1833. Wenn ich fragen darf, wo kommst du her? Ich habe dich noch nie hier gesehen.»

Was sollte ich ihr antworten? Sollte ich sagen: aus der Zukunft, aus dem Jahr 2011? Oder sollte ich ihr einfach sagen, ich hätte eine Reise gemacht und würde morgen weiterziehen? Nein, ich wusste ja selber nicht, was los war. Also rannte ich weg, einfach so.

Als ich in einer hier wohl sehr modernen Halle ankam, verdrückte ich mich in eine Ecke und wollte die Uhr rausholen, doch, oh Schreck, wo war sie? Ich fing an zu weinen, hatte ja keine Ahnung, wie ich hier wieder rauskommen würde.

Doch da kam Adriana und fragte mich freundlich, warum ich denn vorher weggerannt sei. Ich antwortete ihr nicht, und sie liess mich in Ruhe. In dem Moment, als sie gerade weggehen wollte, klingelte mein Wecker im Handy. Oh Schreck, wenn jetzt wirklich 1833 war, dann hatten sie ja überhaupt noch kein Handy. Doch im nächsten Augenblick fragte mich Adriana, was das gewesen sei, und ich wusste wieder keine Antwort.

Machte es Sinn, ihr alles zu verschweigen? Sollte ich ihr nicht doch alles erzählen?

Drei Stunden später wusste Adriana nicht nur, was ich gerne zu Mittag ass, denn ich hatte bei ihr gegessen, sondern kannte auch meine Vorgeschichte und die der beiden sich um das Erbe streitenden Brüder. Die kannte sie natürlich schon, aber so bewies ich, dass ich wirklich aus der Zukunft kam.

Wir überlegten lange und wussten nicht, wie ich wieder nach Hause kommen sollte. Nun redeten wir noch etwas über die Zukunft.

Plötzlich hörte ich eine Uhr ticken und wollte nur noch wissen, wie spät es war. Oh nein, es war 14:36 Uhr, und um 14:38 Uhr würde der Streit beginnen, der durch einen ziemlich dummen Grund verursacht worden war. Die beiden Brüder stritten sich wegen dem Erbe ihrer verstorbenen Eltern. Der eine war 40 Jahre alt und war nach der etwas

älteren Regel erzogen worden, nach der der Ältere das ganze Erbe bekommen sollte. Beim Jüngeren, der 30 war, hiess es, dass das Erbe aufgeteilt werden würde. Und nun könnt ihr euch ja denken, was los war ...

Adriana und ich rannten, rannten und rannten, und als wir an der Stelle ankamen, konnten wir gerade noch die Brüder auseinanderhalten. Wir fragten die beiden Streithähne im Chor: «Möchtet ihr als Erben denn sterben? Geld ist doch nicht die ganze Welt.» Nun mussten die beiden etwas nachdenken, und allmählich hörten sie auf zu streiten.

«Woher weiss dieses Mädchen von dem Erbe, von uns und unserem Streit?», überlegten die beiden Brüder. «Und warum sollten wir sterben?» Ich ahnte, dass solch eine Frage kommen würde und sagte plötzlich: «Meine Mutter kann manchmal in die Zukunft schauen, und ihr wärt fast gestorben.»

In diesem Moment kam ein Zug aus einem Tunnel. «Der hätte euch beide beinahe überfahren.» Nun waren die beiden Brüder geschockt und sahen endlich ihren riesigen Fehler ein. Ich überlegte kurz und schlug eine Lösung vor, mit der hoffentlich alle einverstanden sein würden. «Ihr gebt einen Drittel eures Erbes dem Dorf und werdet es nicht bereuen», sagte ich mit einem Augenzwinkern. «Jeder von euch bekommt auch jeweils einen Drittel.» Damit waren sie zufrieden.

Danach gingen wir alle ins Haus der Brüder, um uns zu verabschieden. Doch was sah ich denn da – eine Uhr! Sie sah meiner sehr ähnlich, nein, nicht nur ähnlich, sie war gleich. Ohne, dass es die anderen bemerkten, nahm ich die Uhr mit. Davor verabschiedete ich mich nochmals.

Adriana und ich gingen zu ihr nach Hause. Plötzlich zog ich die Uhr hervor. Nun wussten wir beide, was jetzt zu tun war. Uns zu verabschieden, das war gar nicht toll, doch es musste sein. Wir wussten, dass es für immer sein würde. Ich zögerte noch ein wenig. Sollte ich nun das Datum eingeben, an dem alles anfing?

Auf einmal wurde mir ganz schwindlig. Plötzlich war ich wieder im Keller ... Ja, mitten zwischen den Umzugskartons ... Um mich zu vergewissern, ob ich wirklich zu Hause war, rief ich meine Mutter. Sie fragte mich: «Hast du die beiden gerettet? Adriana ist sehr nett, oder?»

Woher wusste sie das denn alles? Hatte sie das vielleicht auch einmal erlebt?

Doch das werde ich noch herausfinden, das schwöre ich euch.



Lorena Muñoz, 1999

Hora

Ich bin das mittlere von drei Geschwistern. Aber so richtig kann man das nicht sagen, denn mein Zwillingbruder Samuel ist nur eine Minute älter als ich. Ich heiße Margarita und bin 14 Jahre alt. Und da gibt es noch meinen kleinen Bruder James mit 11 Jahren.

Und die Tante (Kitsch). Eigentlich heisst sie Nina, aber sie ist so kitschig angezogen und schenkt einem immer schreckliche Parfüms – deswegen nennen wir sie Tante Kitsch.

Heute, am 14. September 2011, war Samuels und mein Geburtstag. Ich war in meinem Zimmer und las zum dritten Mal mein Lieblingsbuch (Im Schatten der Vergangenheit), da klopfte es an die Tür. Ich hatte es gar nicht gern, beim Lesen gestört zu werden. «Geburtstagskind, heute kommt eure Tante zu Besuch!», hörte ich meinen Vater sagen. Das hatte mir gerade noch gefehlt. «Waas?! Tante Kitsch?», fragte ich entsetzt. «Ähm, wie nennst du sie?», fragte Papa. «Ich ... ich meine natürlich Tante Nina. Du weisst genau, dass wir sie nicht mögen.» Papa seufzte: «Sie ist ja nur für ein paar Stunden da. Ich sage es mal den anderen.»

Nach einer halben Stunde klingelte es. Ich sprang auf, eilte zu meinen Brüdern und sagte: «Kommt, es bringt nichts. Das überstehen wir schon.» Ich zog sie mit mir die Treppe hinab. Tante Kitsch begrüßte uns überschwänglich mit drei Küssen. Ich zwang mir ein Lächeln auf und nahm ihr Geschenk an. «Achtung, es ist zerbrechlich!», sagte sie warnend. Ich seufzte innerlich – dann war es ja klar: es war ein Parfüm.

Ich packte das Geschenk vorsichtig aus und war in höchstem Masse erstaunt. Es war eine Uhr! Eine wunderschöne silberne Uhr mit Wasserschutz. Ich bedankte mich ehrlich. «Es wurde langsam Zeit. Jetzt ist es so weit. Sage es niemandem!», murmelte Tante Kitsch. Ich schaute sie verwirrt an. «Zu Tisch!», rief Mama. Ich warf Samuel einen fragenden Blick zu. Er zuckte mit den Schultern.

Um 21:00 Uhr lag ich wach im Bett und dachte über die Uhr und die mysteriösen Worte nach. Schliesslich stand ich auf und nahm die Uhr in die Hand. Sie tickte laut. Ich drehte sie um und sah, dass sie gar keine Batterie hatte. Ich war wie erstarrt. Da war Magie am Werk!

Ich schlich zu Samuel und erzählte es ihm. «Du hast geträumt!» «Nein», sagte ich bestimmt, «ich bin mir ganz sicher. Du kannst selbst schauen, wenn du es nicht glaubst.» Samuel wusste, dass ich mich selten täuschte, und glaubte mir.

«Sollen wir es einem Erwachsenen sagen?», fragte er und antwortete selbst: «Tante Kitsch! Sie weiss Bescheid. Sie hat doch so etwas gemurmelt. Wir dürfen es nicht weiter-sagen, nur ihr und unter uns drei Geschwistern.» Dieser Gedanke beruhigte mich, und ein paar Minuten später schlief ich tief und fest.

Es war 23:59 Uhr, als James leise zu Samuel ins Zimmer tappte und ihm sagte, er habe einen Albtraum gehabt. 23:59:59 Uhr: Da hörte ich ein metallenes Klingen, als wäre ein Tor aufgebrochen. Ich schrie, und Samuel und James stürmten in mein Zimmer. «Was war das!?», fragten sie entsetzt. «Die Uhr!» Ich rannte zur Uhr und berichtete James von ihrem Geheimnis.

Das Glas der Uhr hatte sich verfärbt, und die Zeiger zeigten genau auf 12:00 Uhr. James klammerte sich an mich und Samuel. Nun strahlte die Uhr ein helles Licht aus. Ich beugte mich darüber, immer noch meine Brüder an den Händen haltend. Da stolperte ich, und wir fielen genau auf die Uhr, dann weiter, durch die Uhr hindurch, und schrien. Ich schloss die Augen, bis ich hart auf etwas aufprallte, das sich wie Gras anfühlte.

Als ich die Augen öffnete, war es Nacht. Ich sah mich um und erblickte Samuel und James, die neben mir sassen. Wir tasteten uns vorwärts, bis wir an ein graues, hohes Gebäude aus Stein kamen. Wir gingen hinein.

«Ich finde das gar nicht gut! Wo sind wir?», fragte ich ängstlich. «In Hora, dem Land der Uhr», sagte eine dunkle,

böse Stimme. Ich fuhr herum. «Wer seid ihr?», die Stimme hielt inne, «ihr seid Zauberer, stimmt? Ihr seid in dieses Land gekommen, ihr müsst Zauberer sein.» Wir sahen uns sprachlos an. «Danke», sagte Samuel höflich, «wir gehen.» Und wir rannten.

Da hörten wir die Stimme nochmals: «Fangt und tötet sie! Zauberer können wir hier nicht gebrauchen!» James fing an zu weinen, aber er rannte tapfer weiter. Plötzlich verfolgten uns dunkle Gestalten, die aussahen wie Soldaten und grosse Pfeilbogen trugen. Sie schossen Pfeile auf uns ab. Samuel stellte sich schützend vor James. Ich hielt die Hände meiner Brüder und wich den Pfeilen aus.

Da kam der Mann, dessen Stimme wir vorher gehört hatten, durch die Menge genau auf mich und meine Brüder zu. «Lange halten sie nicht mehr durch, Soldaten», rief er den Verfolgern zu, «um 01:00 Uhr müssen sie von hier weg sein, das wisst ihr ja». Der Chef lachte hämisch. Ich sah entsetzt auf die Uhr, die inzwischen an meinem Arm erschienen war. Es war 00:50 Uhr. «Wir müssen weg, lauft!», schrie ich, und wir rannten, so schnell wir konnten.

Endlich entdeckten wir den Rasen, auf dem wir gelandet waren. Ich lief dorthin und legte die Uhr in unsere Mitte. Sie fing an zu leuchten. Die Soldaten waren nur noch einen Meter entfernt.

Als ich aufwachte, lag ich wieder in meinem Bett. Der Morgen dämmerte schon. Ich erinnerte mich an die vergangene Nacht und eilte mit bangen Gedanken zu James' Zimmer. Es war leer. Ausser mir vor Schreck kreischte ich: «James ist noch dort, Samuel!»

Mein Zwillingbruder kam herbei und wir sanken schluchzend zu Boden. Da hörten wir unsere Mutter rufen: «Kinder, Morgenessen!» Wir gingen die Treppe hinunter. «James schläft noch», log ich. Wir schlangen unser Frühstück hinunter und gingen fünfzehn Minuten später wieder nach oben. Fieberhaft überlegten wir uns einen Plan, um James wieder zu uns zu holen. Da fiel uns ein, dass wir

Tante Kitsch anrufen sollten. Sie war die Einzige, die uns vielleicht weiterhelfen konnte.

Tante Kitsch schien unseren Anruf erwartet zu haben. Sie erzählte, dass sie auch in Hora gewesen war. «Ich konnte es nicht retten», erklärte sie, «es herrscht dort ein grausamer Befehlshaber, der die Bewohner unterdrückt. Wenn ihr ihn beseitigt, seid ihr die Besitzer von Hora. Aber man darf keinem Menschen davon erzählen, sonst ist das Geheimnis der Uhr weg und der Zugang zu Hora verloren.

Ihr könnt immer um zwölf Uhr nachts hinein und landet immer an einem anderen Ort. Sie werden euch an der gleichen Stelle erwarten und denken, ihr wendet Zauberei an. Auf Luftmatratzen könnt ihr in Hora von Eingang zu Eingang fliegen, wenn ihr sie mit meinen Parfüms einsprayt. Holt euren Bruder, rettet Hora. Viel Glück!» Nach diesen Worten legte Tante Kitsch auf.

Wir verbrachten einen unruhigen Tag, voller Sorge um unseren kleinen Bruder. Auch unsere Mutter war besorgt, als James nicht wie gewohnt von der Schule nach Hause kam, und wir mussten ihr versichern, dass er wohlbehalten bei einem Freund sei.

Endlich wurde es Abend. Pünktlich um Mitternacht traten wir unsere Reise nach Hora wieder an, dieses Mal auf zwei Luftmatratzen. Eine dritte nahmen wir für unseren Bruder mit. Ich bewaffnete mich zudem mit dem Holzschwert, das James zu seinem letzten Geburtstag geschenkt bekommen hatte.

Wir landeten bei dem hässlichen grauen Haus, das wir schon beim letzten Mal gesehen hatten. Es schien keine Fenster zu haben, und das grosse Tor wurde von einer schwarzen Gestalt bewacht. Das musste das Gefängnis sein – vielleicht konnten wir unseren Bruder hier finden. Wir schlichen uns vorsichtig von hinten an den Torwächter an. Mit dem Holzschwert schlugen wir ihm auf den Kopf. Er fiel hin und wir nahmen seinen Schlüsselbund an uns.

Wir stiegen drei Treppen hinunter und kamen zu vergitterten Käfigen. Und tatsächlich: hinter dem ersten Gitter sahen wir James am Schlafen. Samuel probierte den ersten Schlüssel vom Bund aus, doch dieser liess sich nicht drehen und verursachte nur ein lautes Geräusch.

«Was ist das?», hörten wir da eine Stimme von oben rufen. «Ich schaue nach.» Ich ging nahe an das Schloss heran und entdeckte einen Stern. «Suche einen Schlüssel mit einem Stern!», forderte ich Samuel hastig auf. Samuel fand ihn, und das Tor ging quietschend und knarrend auf. Ich weckte James. Wir vernahmten Schritte, die immer näher kamen.

«Schnell», raunte ich, und wir rannten die Treppen hinauf. Da holte mich der Mann ein. Ich drehte mich um, parierte einen Hieb mit dem Holzsword und schlug ihm zwischen die Beine, sodass er aufschrie und einknickte. Sofort schwangen wir uns auf unsere Luftmatratzen und flogen bis zu dem Ort, an dem wir angekommen waren.

Ich legte die Uhr auf den Boden. Es war bereits 01:00 Uhr. Die Uhr leuchtete auf. Ich fasste James und Samuel fest an den Händen und wir beugten uns darüber.

Ich hörte einen Schrei, bevor ich unsanft auf meinem Bett landete. Der Chef von Hora hatte sich an der Uhr festgehalten und war hinuntergefallen. Er war tot. Jetzt waren wir die glücklichen Besitzer von Hora.



Jelena Sturm, 1999
Die Uhr tickt

Ich fröstelte. Ich stand vor einer grossen Villa und starrte sie an. Noch einmal blickte ich auf das Couvert in meinen Händen. Doch, es stand wirklich Zeitgasse 23 darauf. Ganz in echt. Die Villa stand so, dass sie die Sonne verdeckte und einen gigantischen Schatten auf mich warf. Sie hatte drei Stockwerke und ein riesiges Portal mit einem eisernen Löwen, der den Klopfring zwischen den Zähnen hatte, als ob er ihn niemals hergeben würde. Im zweiten Stockwerk war ein Balkon mit beinahe königlicher Balustrade davor zu erblicken. Das alles harmonierte perfekt miteinander, und als Sahnehäubchen war die Fassade in einem leichten Orangeton gestrichen.

Im Grossen und Ganzen ein nahezu perfektes Antlitz. Na ja, aber eben nur nahezu. Das Ganze war nämlich alt, uralt, um genau zu sein. Efeu rankte sich wie gierige Finger um das Gestein, und Spinnweben hatte es auch mehr als genug. Doch trotz dieses Makels wirkte das Anwesen prächtig und einschüchternd.

Langsam tat ich einen Schritt auf das Anwesen zu, zuckte aber gleich wieder zurück, denn mir war so, als hätte ich eine flüsternde Stimme gehört. «Komm ...», hatte sie gewispert, ganz leise, als ob niemand anderes auf der Welt davon hätte erfahren dürfen. Ich schüttelte den Kopf und sagte mir: «Amelie, jetzt gehst du wirklich zu weit!» Noch einmal drehte ich den Kopf, und dann ging ich mit festen Schritten auf das grosse Eichenportal zu. Einen Moment lang blieb ich stehen und lauschte. Als ich feststellte, dass nichts zu hören war, fiel mir eine Riesenlast von den Schultern. Ich nahm den eisernen Ring im Löwenmaul in die Hand und klopfte an.

Ich wartete. Drei Minuten. Ich klopfte erneut. Fünf Minuten. Die Zeit verstrich und niemand öffnete. Gerade, als ich mich enttäuscht abwenden wollte, knarrte das Portal. Als ich mich umdrehte, blickte ich in ein altes, weises Gesicht, und im nächsten Moment wurde es stockdunkel um mich.

Ich lag am Boden und blinzelte. Meine Augen mussten sich erst an das blendende Licht gewöhnen, welches auf mein Gesicht schien. Langsam konnte ich etwas erkennen. Ich musste nun auf der anderen Seite des Hauses sein. Ich richtete mich auf, und was ich nun sah, verschlug mir den Atem: Ich befand mich auf einer wunderschönen verschnörkelten Terrasse. In deren Mitte stand ein Tischchen mit zwei Stühlchen. Beides war so voller Zier, dass man hätte meinen können, es zerbreche beim kleinsten Windhauch.

Es war zwar voller Unverschämtheit, was ich nun tat, und ich wusste auch nicht, weshalb ich es tat, aber ich setzte mich ganz vorsichtig auf eines der Stühlchen. Ich sah mich um und kam aus dem Staunen kaum mehr heraus: Ein riesiger Garten, gehegt und gepflegt, lag vor mir. Ich kam mir vor, als sei ich mitten in Versailles gelandet. Jeder, aber auch der allerletzte Strauch war aufs Genaueste zugeschnitten, das Gras war so grün, dass man hätte meinen können, es wäre angestrichen. Und als Krönung stand in der Mitte dieses Wunderwerks ein aus weißem Marmor gefertigter prachtvoller Springbrunnen und plätscherte fröhlich vor sich hin.

«Na, endlich!», unterbrach eine warme Stimme die Atmosphäre. Erschrocken drehte ich mich in die Richtung, aus der sie gekommen war und stellte fest, dass ein älterer Herr auch am Tischchen Platz genommen hatte.

«Was siehst du mich denn so an? Hast du etwa noch nie einen älteren Herrn gesehen?!», fragte der alte Mann etwas empört. Eine Weile herrschte Schweigen, dann erwiderte ich stotternd: «Ähm ... i ... ich ... nein, ich ... Klar habe ich schon mal einen älteren Herrn gesehen, aber ... das alles kommt etwas plötzlich, ähm ... Herr ... Herr ...?»

«Oh! Du meine Güte, ich hab ja ganz vergessen, mich vorzustellen! Hora ist mein Name!»

«...Herr Hora?! Na ja, ich bin etwas verwirrt und ... ich meine, ich suche eine Arbeitsstelle und ...», stotterte ich etwas verzweifelt.

«Aber, aber, immer mit der Ruhe! Du hattest eine Stelle gesucht und bekamst ein Couvert, richtig?», fragte Herr Hora. Ich nickte. Er fuhr fort: «Also, nun bist du hier, oder? Das ist doch alles ganz normal. Jemand sucht eine Stelle, kriegt eine Anfrage und kommt dann, um die Probezeit zu absolvieren. Oder siehst du das anders?», fragte er erneut.

«Ja, das stimmt schon, aber seit ich hier bin, ist alles etwas anders als normal. Nicht, dass ich das hier nicht schön fände, nein! Aber na ja, wie soll ich das jetzt sagen ... es geschehen seltsame Dinge, so ... so, wie ...»

«So, wie Stimmen, die man hört, auch wenn gar niemand da ist?!», beendete Hora meine Aussage. Ich klappte den Mund auf, um etwas zu erwidern, aber kein Laut drang aus meiner Kehle. Wie konnte er das wissen?

«Es ist so ...», fuhr er fort, «dieses Haus hat so seine speziellen Seiten ... Vor langer Zeit brachten die drei Hüter die Uhr hierher und bestimmten ihre Nachkommen. Die Uhr besitzt die Kraft, die Zeit anzuhalten und sie auch wieder zum Laufen zu bringen. An bestimmten Orten der Welt spürt man, bevor die Uhr die Zeit anhält, ein Pulsieren. Je näher man an sie rankommt, desto stärker wird es ... Es ist das Ticken. Es wird immer langsamer, bis es schliesslich nicht mehr tickt, dann wird man starr und löst sich erst wieder, wenn die Uhr wieder tickt. In dieser Zeit muss ein Nachkomme die Uhr finden und sie berühren, dann gehorcht die Uhr dem, der sie berührt hat. Niemand kann dies kontrollieren, ausser eben den Nachkommen ... Diese hören den Ruf der Uhr. Und du ... na ja, du hast ihn gehört ...»

Diese Information traf mich wie ein Schlag, denn ich wusste nun, dass ich mir die Stimme nicht nur eingebildet hatte, sondern dass es sie wirklich gab.

Eine Weile herrschte eine bedrückende Stille, dann räusperte sich Hora und meinte, als wenn nichts geschehen wäre: «Na, dann können wir ja mit der Probezeit anfangen! Hier ist ein Formular, bitte füllen Sie das aus.»

Nachdenklich begann ich die Fragen zu beantworten. Was war nur mit Hora los? Weshalb tat er so, als ob er nichts

von allem wüsste, und warum siezte er mich plötzlich? Nachdem ich meine Unterschrift gesetzt hatte, riss Hora mir das Formular förmlich aus den Händen.

«Also gut! Am besten fangen Sie mit etwas Einfachem an. Zuerst ziehen Sie die Dienstkleidung an, und dann machen Sie mir Tee und Kuchen und bringen alles hierher», befahl er und warf mir die Dienstkleidung hin. Ich zog mich in das zugewiesene Zimmer zurück und zog mich um.

Erst mal musste ich mich in dem riesigen Anwesen zurechtfinden. Alle Gänge schienen gleich zu sein, und ich verlief mich mindestens dreimal, bis ich endlich in die Küche gelangte. Als ich gerade den Tee wärmen wollte, schleuderte es mich mit aller Wucht von den Füßen und ein gewaltiges Ticken ertönte. Eine Welle von Panik breitete sich in mir aus. Die Uhr wollte die Zeit anhalten und ich war die Einzige, die es schaffen konnte, die Uhr zu stoppen.

Mühsam rappelte ich mich auf und stürzte aus der Küche in das Labyrinth der Gänge. Immer wieder donnerte es mich gegen Wände und Möbel. Der Zeitdruck war mir bewusst. Voller Angst öffnete ich blindlings irgendwelche Türen. Nach einer Weile wurde das Ticken stärker und ich schlug mir das Knie auf dem steinernen Boden auf. Es brannte wie Feuer, aber ich rappelte mich erneut auf und erblickte eine Treppe, die nach unten führte.

Langsam begann ich nach unten zu steigen. Das erwies sich als sehr schwer, denn es war stockdunkel. Es waren bestimmt schon zehn Minuten oder auch mehr vergangen, und ich merkte, wie meine Glieder sich langsamer bewegten. Auch das Ticken ertönte in immer längeren Abständen. Plötzlich hörte die Treppe auf. Ich tastete die Wand nach einem Schalter ab und wurde auch fündig. Ein spärliches Licht erleuchtete den Raum, welcher eigentlich nur aus einer Ebenholztüre und aus dem Ende der gegenüberliegenden Treppe bestand. Ich blickte hinauf, aber sie verlor sich im Dunkeln.

Das Ticken war jetzt so laut, dass es kaum erträglich war, und mein Körper so schwer, als wäre er mit Blei gefüllt. Schweren Schrittes bewegte ich mich auf die Türe zu und drückte den vergoldeten Türgriff nach unten. Sie quietschte ein wenig, schwang dann aber ohne grosse Mühe auf. Ich betrat einen von Fackeln beleuchteten, in die Länge gezogenen Raum. Hinter mir schlug die Türe zu und Staub wirbelte auf.

Ganz hinten an der Fackelreihe stand sie, die Uhr. Sie stand da, in all ihrer Pracht, und das Pendel bewegte sich hypnotisierend langsam hin und her. Ich bewegte mich auf die Uhr zu und bemerkte mit Beklemmen, dass mir jeder Schritt schwererfiel. Jedes Mal, wenn sie tickte, fiel ich zu Boden und musste mich mit Mühe wieder aufrichten. Mir war, als ob eine drückende Last auf meine Brust drückte und mir das Atmen erschwerte. Ich bekam Platzangst und Panik. Gerade, als ich meinte, ich müsse ersticken und mir halb schwarz vor den Augen wurde, streckte ich die Hand aus und stiess auf etwas Hartes.

Die Zeit schien stillzustehen und ein heftiger Wind kam auf. Die ganze Last fiel von mir ab und Wogen der Erleichterung strömten durch meinen Körper. Ich war so erschöpft, dass ich an der Uhr hinunterglitt. Mit dem Rücken an sie gelehnt, sah ich den Fackelgang hinab. Meine Lider wurden schwer, und ich dachte nur noch: «Die Uhr tickt.»